

Sylvia Paletschek

Tübinger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg: Kriegserfahrungen an der „Heimatfront“ Universität und im Feld

„Was waren das für Tage, was für Nächte zu Ende Juli und Anfang August des Jahres 1914 ... Ja, hellauf loderten die Flammen vaterländischer Begeisterung ... So zogen sie aus, Mann für Mann, die Korporationen in geschlossenen Reihen ... Und mit ihnen zog von den Lehrern der Hochschule, wer nur irgend zum Waffendienst, zur Dienstleistung als Arzt oder Geistlicher, zur Hilfeleistung als Krankenpfleger im Felde taugte und begehrt wurde. Nur eine Losung galt: Das Vaterland zu retten.“¹

Mit diesen Worten beschrieb der Juraprofessor Wilhelm von Blume „in memoriam“ den Kriegsausbruch. Nachdem das Ultimatum an Serbien abgelaufen war, zogen die Tübinger Studenten nachts singend durch die Straßen und brachten vor dem Haus des Rektors ein Ständchen.² Auch die Universitätslehrer saßen zusammen und tranken auf den Kaiser. Selbst der als Sympathisant der Sozialdemokratie bekannte Volkswirtschaftler Wilbrandt sprach „auch nur vom Vaterland“. „Mühsam las man noch die nächste Woche durch“ und beendete schließlich das Semester vorzeitig am 1. August.³ Zu diesem Zeitpunkt hatten die meisten Studenten Tübingen aber schon in Richtung Heimat verlassen. Auch die Professoren und Privatdozenten zogen sich in ihre Familien zurück, um sich auf ihre Einberufung vorzubereiten oder ihre Söhne oder Schwiegersöhne ins Feld zu verabschieden. Man saß noch einmal gemütlich beisammen, machte Spaziergänge auf dem Österberg, war „allgemein in Spionenaufregung“, ansonsten aber ohne große Angst oder ein Bedrohungsgefühl – so schilderte die Professorenehefrau Bertha von Müller den Kriegsbeginn.⁴ Nach der Aufgeregtheit der Tage vor und nach Kriegsausbruch wurde es – so der Historiker Haller, „mit einem Mal still. Ihr wart fort“. „In Tübingen’s Gassen ist’s einsam und still“, so auch der Rektor Robert Gaupp in einem Gedicht an die Tübinger Studenten im Feld. „Nur spärlich und still kommt Ihr jetzt, und am stillsten die

¹ Wilhelm von Blume: In memoriam!, in: Kriegszeitung der Universität Tübingen. Den Studenten im Felde gewidmet, Tübingen 1915, o.Pag.

² Albert Rienhardt: Universität und Stadt im Krieg, in: Kriegszeitung der Universität Tübingen, 1915, o.Pag.

³ Handschriftliche Erinnerungen von Theodor Haering. Siehe die Aufzeichnung vom 18.8.1914, o.Pag. (Universitätsarchiv Tübingen, UAT, 514/105).

⁴ Nachlaß Bertha von Müller, Aufzeichnung vom 12.2.1915 (UAT, 514/43).

Tapferen“.⁵ „Still, feldgrau, ernst, spärlich“ – erscheinen den Schilderungen nach die ersten Kriegessemester, das Hochschulleben vor dem Krieg „lebensfroh, bunt, lachend, drängend“. Diese Gegenüberstellungen verschwanden mit fortschreitender Kriegsdauer. Der „Ausnahmestand“ wurde alltäglich, wurde nicht mehr nur in seinen Defiziten zum „Vorher“ geschildert, sondern wurde genutzt, um eine Reformierung des Hochschullebens anzuvisieren. Die Perspektive des Handelns war nicht mehr in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft, nicht auf Konservierung, sondern Veränderung gerichtet. Doch damit greife ich schon vor.

Thema sollen hier die Kriegserfahrungen der Hochschullehrer der Universität Tübingen sein. Damit kommen verschiedene Ebenen in den Blick: Wie erlebten und gestalteten Professoren den Arbeitsplatz und die Institution Universität zwischen 1914-1918, wie verhielten sie sich als Staatsbürger, wie verarbeiteten sie das Kriegserlebnis in der Heimat, wie ihren Militärdienst an der Front? Bisher liegen zur Frage, was die Zeit des Ersten Weltkriegs für die Universität als Institution bedeutete und wie der Lehrkörper den Krieg erlebte, so gut wie keine Untersuchungen vor.⁶ Ausführlich bearbeitet ist lediglich das Verhältnis von Professoren und Politik. Meist wurden Ergebnisse aus Untersuchungen zur Kriegspublizistik von Professoren übertragen auf das Handeln und die Erfahrungen von Hochschullehrern und Universität in den Kriegsjahren. Dies führte zu einer einseitigen und verzerrten Sichtweise.

1. Der Kriegseinsatz in Zahlen

Der Krieg machte nicht vor der universitären Hierarchie halt: Studierende wie Ordinarien, Privatdozenten wie Universitätsbedienstete wurden eingezogen. Das Kriegsministerium wachte streng darüber, daß die Angehörigen der Universität ihrer Kriegsdienstpflcht nachkamen. Als Folge herrschte Personalangel – an wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Bediensteten.⁷ Von der 125

⁵ Johannes Haller: Wie wir daheim den Krieg erlebten, in: Kriegszeitung der Universität Tübingen, 1915, o.Pag.; Robert Gaupp: Gruß des Rektors, in: Ebd.; Albert Rienhardt: Das dritte Kriegessemester, in: Kriegs-Zeitung des Nationalen Studentendienstes Tübingen, 1916, 41.

⁶ Es gibt einzelne ausführliche ältere Untersuchungen, vgl. Walter Grüner: Die Universität Jena während des Weltkrieges und der Revolution bis zum Sommer 1920. Ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Universität, Jena 1934. Es existieren auch einige kleinere neuere Aufsätze, vgl. Werner K. Blessing: Universität im Krieg. Erlanger Schlüsseljahre im 19. und 20. Jahrhundert, in: K. Strobel (Hg.): Die deutschen Universitäten im 20. Jahrhundert, Vierow 1994, 47-68; dort 52 weitere Literaturhinweise. Es gibt aber keine systematische Studie zu deutschen Universitäten im Ersten Weltkrieg. Die Jahre zwischen 1914-18 werden in gängigen Hochschulgeschichten oft ausgeblendet. Dies gilt auch für die Technischen Hochschulen, vgl. Bettina Gundler: Technische Bildung, Hochschule, Staat und Wirtschaft. Entwicklungslinien des Technischen Hochschulwesens 1914-1930. Das Beispiel der TH Braunschweig, Hildesheim 1991, 124.

⁷ Vgl. UAT, 117/1853.

Personen starken Gruppe der Lehrenden, d.h. der Ordinarien, Extraordinarien, Privatdozenten und Hilfslehrer, waren, auf die Kriegsjahre im Durchschnitt gerechnet, gut 40% kriegsdienstverpflichtet.⁸ Auf die Statusgruppen bezogen waren zwischen 1914-1918 durchschnittlich knapp 26% der Ordinarien, 38% der Extraordinarien und 71% der Privatdozenten Kriegsteilnehmer.⁹ Der Lehrkörper zeigte damit eine hohe militärische Einsatzbereitschaft. Bei den Ordinarien überstieg die Zahl der Kriegsdienstleistenden mit 6 Prozentpunkten die Zahl der Unter-45-Jährigen, die landsturmpflichtig waren. Bei den Extraordinarien und Privatdozenten nahm ein beträchtlicher Teil der Militärfreien am Krieg teil. Elf Personen, d.h. knapp 10% der Lehrenden, meldeten sich als Kriegsfreiwillige. Zwei Drittel der Dozenten der juristischen und staatswirtschaftlichen Fakultät standen im Feld, etwa 40% der Mediziner und ca. 20% der Lehrenden der evangelischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultät leisteten Kriegsdienste. Die katholische Fakultät, deren Lehrende alle militärbefreit waren, verzeichnete lediglich einen Kriegsteilnehmer.¹⁰ Die sich als Kriegsfreiwillige meldenden elf Dozenten verteilten sich – mit Ausnahme der katholischen Fakultät – relativ gleichmäßig über die Fakultäten. Auch deren konfessionelle Zugehörigkeit entsprach der Normalverteilung und altersmäßig lagen sie im Mittelfeld, sie waren zwischen 34 und 58 Jahre alt.

Auch im Feld wurden die sozialen Hierarchien nicht außer Kraft gesetzt. Die Hochschullehrer bekleideten im Heeres- wie im Sanitätsdienst Offiziersränge, die Privatdozenten schafften es manchmal auch nur bis zum Unteroffizier.¹¹ Abgesehen von den Medizinern wurden die Professoren zunächst nicht so eingesetzt, daß sie ihr Fachwissen in den Kriegsdienst hätten stellen können. Erst ab

⁸ Von den nicht-wissenschaftlich Bediensteten standen knapp 60% im Militärdienst. Am höchsten war jedoch die Kriegsbeteiligung der Studierenden: Knapp 90% standen im Heeres- oder Sanitätsdienst. Damit war die Kriegsbeteiligung der Tübinger Studierenden überdurchschnittlich hoch. Rienhardt, Universität und Stadt, o.Pag. Als Datenbasis für die hier und im folgenden genannten Zahlen dienten folgende Quellen: die den Stand bis etwa Frühjahr 1915 berücksichtigenden Auflistungen „Verzeichnis der Universitätsangestellten im Hinblick auf ihre Verwendung während des Kriegszustandes“ (o.J.), „Verzeichnis der Lehrer, die Kriegsdienste leisten“ (o.J.) sowie das „Verzeichnis der Lehrer, Beamten, Unterbeamten und Bediensteten, nach dem Stande vom 14. August 1914“ (UAT, 117/1853); ferner die statistischen Aufstellungen des Universitätssekretärs Rienhardt „Verzeichnis der Kriegsteilnehmer nach dem Stand vom 15. Mai 1915, 15. Mai 1916, 15. Mai 1917 und 5. März 1918“ (UAT, 117/1853) sowie Personalakten der Lehrenden.

⁹ Dies deckt sich in etwa mit den von anderen Universitäten vorliegenden Zahlen. Moraw beziffert für Gießen den Kriegseinsatz der Ordinarien auf 15-25%, den der Extraordinarien auf 29-36% und den der Privatdozenten auf 37-63%, Peter Moraw: Kleine Geschichte der Universität Gießen 1607-1982, Gießen 1982, 194. An der Universität Jena leisteten ca. 29% Kriegsdienst (Grüner, 5), in Erlangen waren es über ein Drittel der Lehrenden (Blessing, 53).

¹⁰ In absoluten Zahlen stellten die Mediziner, die mit 38 Lehrenden die stärkste Fakultät bildeten, natürlich die meisten Kriegsteilnehmer. 1914 waren dies 15 Personen.

¹¹ Nach der Aufstellung von 1914 brachten es 6 Tübinger Professoren immerhin zum Hauptmann, 3 waren Oberleutnant, 5 Leutnant. 1914 standen 22 im Heeres- und 13 Dozenten im Sanitätsdienst. Im Sanitätswesen war der höchste erreichte Rang der des Generaloberarztes. Vgl. UAT, 117/1853.

etwa 1916 wurden einige Professoren aus dem Etappendienst zurückbeordert und entsprechend ihrer Qualifikation verwendet, etwa wenn sie als National-ökonom im Kriegsministerium oder als Kriegsgeologen tätig wurden.¹² Von der Universität Tübingen war wohl, soweit bisher in Erfahrung gebracht werden konnte, kein Naturwissenschaftler an Forschungsprojekten zu Kriegszwecken beteiligt.¹³

2. Die Universität als Heimatfront

An der Universität Tübingen ging auch im Krieg der Vorlesungsbetrieb wie gewohnt, wenn auch mit verminderter Veranstaltungszahl und nur etwa 20% der sonstigen Studentenzahlen, weiter. Tübingen wurde nicht, wie andere Universitäten während der Kriegszeit, durch Einsparungen hart getroffen und war nicht in Gefahr, geschlossen zu werden. Doch „die veränderten Zeitläufte“ machten sich geltend: „einige Dozenten sind feldgrau und eine Anzahl kriegsbeschädigter Studenten sind unter den Hörern.“¹⁴ Auch die verhältnismäßig große Zahl an Studentinnen veränderte das Bild. Machten sie im Vorkriegssemester lediglich knapp 3% der Studierenden aus, so stellten sie 1916 ein Viertel. Auch auf die Assistentenstellen drangen Frauen in der Kriegszeit vor, doch war dies wie in anderen Arbeitsbereichen ebenso nur eine „Emanzipation auf Leihbasis“ (Ute Daniel), denn von den acht während des Krieges angestellten Assistentinnen waren im Sommersemester 1919 nur drei übrig geblieben.¹⁵ Es scheint so, als ob der Krieg sich thematisch in Lehre wie Forschung nicht nachhaltig niedergeschlagen hätte – mit zwei Ausnahmen. In der Medizin eröffneten sich durch die in den Tübinger Kliniken behandelten Kriegsverwundungen und Kriegsneurosen neue Forschungsfelder. Und die Historiker nahmen sich – übrigens ähnlich auch an anderen Universitäten – bevorzugt zeitgeschichtlicher Themen an. Dieses Themenfeld bedürfte aber weiterer Untersuchungen.

¹² Vgl. Rienhardt, Das dritte Kriegssemester, 42; ders.: Universität und Stadt im vierten Kriegssemester, in: Kriegszeitung der Universität Tübingen, 2 (1916), o.Pag.

¹³ Der Aspekt „Wissenschaft und Universität in Kriegsdiensten“ ist bisher – abgesehen vom Beitrag der Kriegspublizistik zur „geistigen Mobilmachung“ – für die Universitäten nicht untersucht worden. Für die Technischen Hochschulen ist dies in Ansätzen erforscht. Vgl. die Ausführungen in Gundler, 123-142. Im Ersten Weltkrieg fand nach den Untersuchungen von Bettina Gundler zur TH Braunschweig im Unterschied zum Zweiten Weltkrieg keine systematische Mobilmachung des Produktionsfaktors Wissenschaft und Technik für Kriegszwecke statt, obwohl modernste Kriegstechnik verwendet wurde. Eine Ausnahme hiervon stellten lediglich die TH Charlottenburg und das Kaiser-Wilhelm-Institut dar.

¹⁴ Um die 400 Studenten waren pro Semester im Durchschnitt über die Kriegsjahre berechnet anwesend, ca. 60% der üblichen Vorlesungen fand statt. Die Zahlen sind überschlagen nach Rienhardt, Universität und Stadt im Krieg; ders., Das dritte Kriegssemester; ders., Das vierte Kriegssemester.

¹⁵ Vgl. Personal-Verzeichnis der Königlich Württembergischen Universität Tübingen vom Sommersemester 1914, Wintersemester 1918/19 und Sommersemester 1919.

Während der Kriegszeit ruhte die bauliche Erweiterung der Universität keinesfalls. Ihren gewohnten Gang nahm auch die universitäre Selbstverwaltung, wenn auch deutlich weniger und kürzere Senatssitzungen während des Krieges stattfanden.¹⁶ Ab 1917 beschäftigten den Senat vorausschauend aber schon die Fragen der Studienorganisation nach Friedensschluß, der Anrechnung des Kriegsdienstes der Studierenden auf die Studienzeit und die Einrichtung von Förderkursen für Kriegsteilnehmer. Dieses eher beschauliche Bild änderte sich schlagartig mit der Revolution und der Gründung der Weimarer Republik. Die Zahl der Senatssitzungen wie der Tagesordnungspunkte schwoll gigantisch an und erst ab 1921 beruhigte sich das Arbeitsaufkommen etwas.

3. Universität, Professoren und Politik¹⁷

Die Universität Tübingen als Ganzes beteiligte sich – wohl ähnlich wie die Mehrzahl der deutschen Universitäten – nur recht zurückhaltend an öffentlichen Kundgebungen.¹⁸ Sie unterzeichnete lediglich die zwei von allen deutschen Universitäten getragenen Aufrufe. Zum einen betraf dies die auf Tübinger Initiative hin gestartete, relativ moderate „Kundgebung der deutschen Universitäten an die Universitäten des Auslandes“ vom September/Oktober 1914, mit der „den Hetzereien gegen das deutsche Volk im Ausland, seiner Verleumdung als ‚Barbaren‘ und ‚Hunnen‘“ entgegengetreten werden sollte.¹⁹

¹⁶ Vgl. die Senatsprotokolle von 1914-1918 (UAT, 47/39, S.157-285).

¹⁷ Es werden im folgenden nur ganz knapp die Ergebnisse einer Untersuchung zur politischen Betätigung von Tübinger Universität und Professoren im Ersten Weltkrieg vorgestellt. Ausführliche Argumentation und Belege finden sich im entsprechenden Kapitel meiner Habilitationsschrift „Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik“. Über die „Reden und Aufrufe“ und die politische Haltung deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg wurde seit Beginn der 1960er Jahre viel geschrieben. Vgl. Klaus Böhme: Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1975; Klaus Schwabe: Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges, Göttingen 1969. In diesen Arbeiten wurde der enorme Beitrag, den Professoren durch ihre Kriegspublizistik zur geistigen Mobilmachung leisteten, herausgestrichen und auf den hohen Anteil von Professoren unter den „Annexionisten“ verwiesen. Grundlagen dieser Studien waren aber vornehmlich Texte einer kleinen Zahl prominenter und politisch aktiver Geisteswissenschaftler. Deren politische Aktivitäten wurden oft allzu schnell verallgemeinert zu „dem“ politischen Verhalten „der“ deutschen Professoren, das dann auch noch gleichgesetzt wurde mit „dem“ Verhalten „der“ deutschen Universitäten. Die Ergebnisse der älteren „Standardarbeiten“ wurden in neueren Arbeiten zum Thema „Professoren und Politik“ oft unkritisch weiter fortgeschrieben. Als grundlegende Arbeit vgl. aber jetzt Christian Jansen: Professoren und Politik. Politisches Denken und Handeln der Heidelberger Hochschullehrer 1914-1935, Göttingen 1992; zu Tübingen vgl. Dieter Langewiesche: Die Eberhard-Karls-Universität Tübingen in der Weimarer Republik. Krisenerfahrung und Distanz zur Demokratie an deutschen Universitäten, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, 51 (1992), 345-381.

¹⁸ Auch die Universität Heidelberg beteiligte sich zurückhaltend an patriotischen Projekten (Jansen, 111). Zu Jena, vgl. Grüner, 97-113. Die Universitäten Berlin, Halle, Leipzig und auch Jena scheinen stärkere politische Aktivitäten entfaltet zu haben. Vgl. UAT 117/1306.

¹⁹ Sitzung des Großen Senats, 18.9.1914 (UAT, 47/39, S.158). Der Aufruf ist abgedruckt: Böhme, 51-54.

Waren sich bei dieser Kundgebung alle Professoren der Universität Tübingen einig, daß es ihre Aufgabe sei, das Wort zu ergreifen, so lehnte der Senat im Oktober 1915 mit überwältigender Mehrheit den Vorschlag des Rektors der TH Stuttgart ab, daß die Professoren der württembergischen Hochschulen dem Heereskommando, natürlich streng vertraulich, Kriegszielforderungen unterbreiten sollten.²⁰ Der Jurist von Blume brachte den Standpunkt der Mehrheit auf die Formel: „Wer politische Wünsche hat, mag sie als Privatperson vertreten. Unser Amt gewährt uns kein Recht, auf die Kriegsziele Einfluß nehmen zu wollen.“²¹ Die Reaktion auf diesen Vorschlag beleuchtet schlaglichtartig das vorherrschende Politikverständnis an der Universität Tübingen. Private politische Stellungnahmen blieben selbstverständlich jedem Professor vorbehalten, eine politische Stellungnahme der Institution Universität war aber etwas anderes. Gelehrtenpolitik ist nicht gleichzusetzen mit der Politik der Universität, die sich als Staatsanstalt weit zurückhaltender äußerte. Als Staatsanstalt und Hüterin deutscher Bildung und Kultur war die Universität Tübingen Trägerin nationalpolitischer Gesinnung, trat damit aber nur dann in die Öffentlichkeit, wenn sie die geistigen Werte oder den Bestand der Nation gefährdet sah, nicht jedoch, wenn es sich um konkrete machtpolitische Aussagen handelte. Bezeichnenderweise wandte sich die Universität Tübingen das zweite und damit letzte Mal während des Krieges mit einer politischen Aussage an die Öffentlichkeit, als sie im September 1917 eine Erklärung der deutschen Universitäten gegen die Wilsonsche Friedensnote an den Papst mitunterzeichnete.

Untersucht man die Gelehrtenresolutionen in den Kriegsjahren, so zeigt sich, daß sich immerhin 75% der Tübinger Hochschullehrer an Kundgebungen beteiligten. Allerdings unterstützten zwei Drittel von ihnen lediglich zwei Eingaben, die auf breite Resonanz und einen Minimalkonsens abzielten, im Gestus der Überparteilichkeit und des gemäßigten Nationalismus verfaßt, kurz und allgemein gehalten waren.²² Es handelte sich hierbei einmal um die „Erklärung der Hochschullehrer des deutschen Reiches“ vom Oktober 1914, in der der in der ausländischen Presse aufgestellte Gegensatz zwischen dem Geist deutscher Wissenschaft und dem deutschen Militarismus gelegnet und der deutschen Kriegsschuld entschieden widersprochen wurde. 60% des Tübinger Lehrkörpers – und damit weniger als der reichsweite Durchschnitt von 70% der Hochschullehrer – unterzeichneten diese Adresse.²³ Die andere Kundgebung, an der sich 42 Tübinger

²⁰ Vertraulich: An das Kgl. stellvertr. Generalkommando des XIII. Armeekorps Stuttgart. Beilage zum Schreiben der TH Stuttgart vom 15.9.1915 (UAT, 117/1306). Nur drei Tübinger Professoren befürworteten eine Eingabe.

²¹ Umlauf mit Beilage. Schreiben des Rektors vom 18.10.1915 (UAT, 117/1306).

²² Damit bestätigen sich die von Christian Jansen für Heidelberg ermittelten Ergebnisse. Dort beteiligten sich ca. 80% des Lehrkörpers, wobei die Hälfte dieser politisch an die Öffentlichkeit Treten den lediglich die auf breiten Konsens treffenden Aktionen unterstützte.

²³ Text in Böhme, 49-50. Ich möchte besonders Christian Jansen danken, der so hilfsbereit und kollegial war, mir die Unterschriftenliste dieser sowie auch der im folgenden genannten Gelehrtenresolutionen zur Verfügung zu stellen und mir eine zeitraubende Sucharbeit erspart hat.

Dozenten – d.h. ca. 35% des Lehrkörpers – beteiligten, war die 1917 vom bekannten Tübinger Historiker und „Alldeutschen“ Johannes Haller initiierte „Erklärung gegen die Reichstagsmehrheit“.²⁴ Reichsweit unterstützte diese, ebenfalls allgemein und interpretationsfähig gehaltene Adresse, die das „konservativ-obrigkeitsstaatlich-annexionistische“ Lager hinter sich brachte, etwa ein Viertel der deutschen Hochschullehrer.²⁵

Sucht man auf anderen Gelehrtenresolutionen nach Tübinger Unterschriften, so fällt das Ergebnis relativ mager aus.

Lediglich ein evangelischer und ein katholischer Theologe aus Tübingen sind unter den 93 Unterschriften des bekannten „Aufruf an die Kulturwelt“ vom Beginn des Krieges auszumachen. Keiner der Tübinger Professoren war unter denen, die die Ehrung einer englischen Universität zurückgaben oder die die „Erklärung gegen die Oxforder Hochschulen“ von 1914 unterschrieben.²⁶ An der berüchtigten „Seeberg-Adresse“ vom Sommer 1915, in der von „Intellektuellen“ in Anlehnung an alldeutsche Forderungen extrem annexionistische Kriegsziele aufgestellt wurden, beteiligten sich aus Tübingen „nur“ neun Hochschullehrer, d.h. 7,5% der Lehrenden. Reichsweit unterzeichneten ca. 10% der Hochschullehrer diese Eingabe.²⁷ „Delbrücks Gegenerklärung“, die liberal-gemäßigte Antwort auf die „Seeberg-Adresse“, unterschrieb kein Tübinger Hochschullehrer; die „Delbrück-Adresse“ kursierte aus Zeitmangel aber auch lediglich innerhalb eines bestimmten Zirkels.²⁸

Waren noch alle Fakultäten zu Kriegsbeginn entsprechend ihrer Lehrkörpergröße gleichmäßig unter den Unterzeichnern der „Erklärung der Hochschullehrer“ vertreten, so wurde die öffentliche Unterstützung von Gelehrtenresolutionen

²⁴ Johannes Haller: Erklärung gegen die Reichstagsmehrheit, in: Böhme, 184-185; die Unterschriften sind abgedruckt in: Tägliche Rundschau, 6.10.1917.

²⁵ Jansen, 130. Daß so viele Tübinger die Adresse unterstützten, mag an Hallers Werbearbeit gelegen haben. Auch waren es überwiegend Professoren der philosophischen Fakultät, die unterschrieben. Kein katholischer Theologe und lediglich ein Mediziner bekannten sich zu der Aktion. 17 Tübinger Hochschullehrer hatten bereits am 4. August 1917 zusammen mit anderen Tübinger Bürgern aus allen Berufsgruppen einen „Protest gegen die Friedenskundgebung der Reichstagsmehrheit“ in der „Tübinger Chronik“ veröffentlicht. Dies war wohl die einzige Kundgebung im lokalen Umfeld, an der sich Tübinger Professoren mit ihrer Unterschrift beteiligten.

²⁶ „Aufruf an die Kulturwelt“ vom 4.10.1914, mit Unterschriftenliste in: H. Kellermann (Hg.): Der Krieg der Geister. Eine Auslese deutscher und ausländischer Stimmen zum Weltkriege 1914, Dresden 1915, 64-68. „Erklärung deutscher Universitätslehrer vom 7. September 1914 über die Niederlegung englischer Auszeichnungen“, in: Ebd., 28-29; „Erklärung gegen die Oxforder Hochschulen“ vom 3. Dezember 1914, in: Ebd., 90-91.

²⁷ Die „Seeberg-Adresse, 20.6.1915“ ist am leichtesten zugänglich in Böhme, 125-135. Daß, wie Schwabe behauptet, sich eine Mehrheit der deutschen Professorenschaft hinter die annexionistische Kriegszielenkundgebung stellte, stimmt im Hinblick auf die Zahl der Unterschriften nicht. Vgl. dazu auch Jansen, Anm. 24, 336.

²⁸ Hans Delbrück: Die Differenzen über die Kriegsziele hüben und drüben, in: Preußische Jahrbücher, 162 (1915), 167-172.

mit dem Verlauf des Krieges zunehmend die Domäne der Professoren der philosophischen Fakultät, die deutlich überrepräsentiert waren. Extrem unterrepräsentiert war die medizinische und die katholisch-theologische Fakultät.²⁹ Diese fakultäre Schieflage bedingte auch eine konfessionelle: Gelehrtenresolutionen waren nicht nur Domäne der Geisteswissenschaftler, sondern damit auch der Protestanten.³⁰

Fragt man nach der Kriegspublizistik der Tübinger Universitätsprofessoren, so gewinnt der sich aus den Gelehrtenresolutionen abzeichnende Befund der „gemäßigten“ politischen Aktivität an Konturen. Wie Stefan Jung in einer Untersuchung der Kriegsschriften der Tübinger Professoren zeigen konnte, beteiligten sich 22 Gelehrte, d.h. nur ein knappes Fünftel der Tübinger Dozenten, an der Kriegspublizistik.³¹ Dieses Ergebnis relativiert sich nochmals dadurch, daß ein Drittel aller erschienenen Beiträge von einem Professor, nämlich von Johannes Haller, stammte, ein weiteres Drittel von drei Hochschullehrern – dem Anglisten Franz, dem Juristen von Blume und dem Volkswirtschaftler Fuchs – verfaßt wurde und sich die restlichen 18 Professoren das fehlende Drittel teilten.³² Die Kriegspublizistik wurde also „überwiegend von vier rührigen, meist noch zusätzlich politisch engagierten Wissenschaftlern getragen, die die verschiedensten Pressemedien dafür nutzen; die Mehrzahl der Beteiligten begnügte sich dagegen – vermutlich erst auf Anfrage – mit meist einmaligen Äußerungen in den Tübinger Kriegsschriften, die Bezeichnung ‚Gelehrtenpolitiker‘ verdienen sie schwerlich.“³³ Versucht man, die Tübinger Kriegspublizisten den politischen Lagern zuzuordnen, so zeigt sich eine Überlegenheit der „Gemäßigten“ gegenüber den „Annexionisten“.³⁴ Eine aktive Minderheit der Tübinger Hochschullehrer, ca. 10%, gab sich durch Publikationen oder die Unterzeichnung von Resolutionen als Annexionisten zu erkennen.

Der für die deutsche Professorenschaft festgestellte Desintegrationsprozeß durch die Spaltung in die Lager der „Annexionisten“ und der „Gemäßigten“ kann für Tübingen aus den zur Verfügung stehenden Quellen nicht bestätigt werden. Allerdings kam es nach Kriegsende im Senat zweimal zu Konflikten, die politisch motiviert waren. Beidemale waren es Auseinandersetzungen, die von Johannes

²⁹ Nimmt man alle aufgefundenen Unterschriftenaktionen, an denen Tübinger Professoren beteiligt waren, zusammen, so stellte die philosophische Fakultät 33,3% der Unterzeichnenden, ihr Anteil am Lehrkörper betrug aber lediglich 23,5%. 15,9% der Unterschriften stammten von Medizinern, die 31,9% der Tübinger Professorenschaft ausmachten. Die katholischen Theologen unterstützten lediglich die „Erklärung“ von 1914, danach unterzeichneten sie weder die „Seeburg-Adresse“ noch die Hallersche Resolution gegen die Reichstagsmehrheit.

³⁰ 1914 waren knapp 20% des Lehrkörpers katholisch, wobei die Katholiken in der philosophischen Fakultät mit 4% kraß unterrepräsentiert waren.

³¹ Stefan Jung: Politische Öffentlichkeitsarbeit von Tübinger Professoren im I. Weltkrieg. Magisterarbeit, Tübingen 1990, 109.

³² Ähnliches gilt für den Lehrkörper der Heidelberger Fakultät, vgl. Jansen, 120.

³³ Jung, 110.

³⁴ Ebd., 116.

Berlin, den 16. Oktober 1914.

Erklärung

der Hochschullehrer des Deutschen Reiches.

Wir Lehrer an Deutschlands Universitäten und Hochschulen dienen der Wissenschaft und treiben ein Werk des Friedens. Aber es erfüllt uns mit Enttäuschung, daß die Feinde Deutschlands, England an der Spitze, angeblich zu unsern Gunsten einen Gegensatz machen wollen zwischen dem Geiste der deutschen Wissenschaft und dem, was sie den preußischen Militarismus nennen. In dem deutschen Heere ist kein anderer Geist als in dem deutschen Volke, denn beide sind eins, und wir gehören auch dazu. Unser Heer pflegt auch die Wissenschaft und dankt ihr nicht zum wenigsten seine Leistungen. Der Dienst im Heere macht unsere Jugend tüchtig auch für alle Werke des Friedens, auch für die Wissenschaft. Denn er erzieht sie zu selbstentsagender Pflichttreue und verleiht ihr das Selbstbewußtsein und das Ehrgefühl des wahrhaft freien Mannes, der sich willig dem Ganzen unterordnet. Dieser Geist lebt nicht nur in Preußen, sondern ist derselbe in allen Landen des Deutschen Reiches. Er ist der gleiche in Krieg und Frieden. Jetzt steht unser Heer im Kampfe für Deutschlands Freiheit und damit für alle Güter des Friedens und der Gesittung nicht nur in Deutschland. Unser Glaube ist, daß für die ganze Kultur Europas das Heil an dem Siege hängt, den der deutsche „Militarismus“ erkämpfen wird, die Manneszucht, die Treue, der Opfermut des einträchtigen freien deutschen Volkes.

Sylvia Paletschek: Tübinger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg

Prof. Dr. Mehmke. Prof. Dr. Meyer. Prof. Eugen Moerike. Prof. Dr. Sauer. Prof. Dr. Julius Schmidt.	Lic. Dr. Christ. Schrempf. Prof. Schmolz von Eisenwerth. Prof. Karl Schwend. Prof. Thomann. Prof. Veefenmeyer.	Prof. Dr. Weizsäcker. Prof. Dr. von Weyrauch. Prof. Dr.-Ing. R. Weyrauch. Prof. Widmaier. Prof. Dr. Ernst Ziegler.
50. Forstakademie Tharandt.		
Prof. Richard Bed. Prof. Dr. Wilhelm Borgmann. Prof. Arno Groß.	Prof. Dr. Reinhard Hagershoff. Prof. Dr. Heinrich Martin.	Prof. Dr. Friedrich Nobbe. Prof. Dr. Heinrich Vater. Prof. Dr. Hans Wislicenus.
51. Universität Tübingen.		
Evangelisch-theologische Fakultät. Prof. D. Dr. Julius Grill. Prof. D. Theodor Haering. Prof. D. Karl Müller. Prof. Lic. Hans Schmidt. Prof. Dr. Otto Scheel. Prof. D. Friedrich Traub. Prof. D. Paul Volz. Prof. D. Dr. Wurster.	Prof. Dr. Robert Gaupp. Prof. Dr. Paul von Grünher. Prof. Dr. Martin Heidenhain. Prof. Dr. Paul Linfer. Prof. Dr. August Mayer. Prof. Dr. Otfried Müller. Prof. Dr. Otto Naegeli. Dr. Gottlieb Olpp. Prof. Dr. Hermann Pedert. Prof. Dr. H. Sellheim. Dr. Hermann Stoll. Prof. Dr. Hermann Vierordt. Prof. Dr. Kurt Wolf.	Dr. Adolf Rapp. Prof. Dr. Constantin Ritter. Prof. Dr. Wilhelm Schmid. Prof. Dr. Christian Seybold. Prof. Dr. Heinrich Spitta. Prof. Dr. Carl Ublig. Prof. Dr. Franz Zinkernagel.
Katholisch-theologische Fakultät. Prof. Dr. Ludwig Baur. Prof. D. Anton Koch. Prof. D. Wilhelm Koch. Prof. D. Dr. Paul Kiefler.		Staatswissenschaftliche Fakultät. Prof. Dr. Rudolf Smeid. Prof. Dr. Christof Wagner. Prof. Dr. Robert Wilbrandt.
Juristische Fakultät. Prof. Dr. Wilhelm von Stume. Prof. Dr. Philipp Hed. Prof. Dr. August Hegler. Dr. Max Ludwig Müller. Prof. Dr. Max Nimetin.	Philosophische Fakultät. Prof. Dr. Erich Abides. Dr. Gustav Deuchler. Prof. Dr. Robert Gradmann. Prof. Dr. Karl Groos. Prof. Dr. Heinrich Günter. Prof. Dr. J. Haas. Dr. Theodor Haering. Prof. Dr. Johannes Haller. Prof. Dr. Ernst Kornemann. Prof. Dr. Adolf von Meh. Prof. Dr. Ferdinand Noad. Dr. Traugott Konstantin Oesterreich.	Naturwissenschaftliche Fakultät. Prof. Dr. Alexander Brill. Prof. Dr. Carl Bülow. Prof. Dr. Friedrich Freiherr von Hoiningen-Huene. Prof. Dr. Robert König. Dr. Richard Lang. Dr. Alfred Magnus. Prof. Dr. Edgar Meyer. Prof. Dr. Richard Naden. Prof. Dr. Josef Pompedj. Dr. H. Rosenber. Prof. Dr. Hans Thierfelder. Prof. Dr. Hermann Wöckting. Prof. Dr. Rudolf Weinland. Prof. Dr. Wilhelm Wislicenus.
Medizinische Fakultät. Prof. Dr. Adolf Basler. Prof. Dr. Paul v. Baumgarten. Dr. Alfred Busch. Prof. Dr. August von Froiep.		
52. Akademie für Landwirtschaft Weihenstephan.		
Prof. Dr. Joseph Ehr. Prof. Dr. Max Bücheler. Prof. Theodor Ganzenmüller. Prof. Dr. Ludwig Kießling.	Prof. Dr. C. Kronacher. Dr. Christian Mayr. Prof. Dr. Heinrich Puchner.	Prof. Dr. Wilhelm Redenbacher. Prof. Dr. Hans Schnegg. Prof. Dr. Hans Vogel. Prof. Dr. Friedrich Wagner.

7 Seite 26 der „Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches“ mit einer Liste der unterzeichnenden Tübinger Hochschullehrer

Haller ausgingen und die von ihm Angegriffenen waren beidemal „Gemäßigte“ und auf dem Boden der Weimarer Republik stehende Professoren, nämlich der Mediziner Robert Gaupp und der Jurist Wilhelm von Blume. In diesen Konflikten zeigte sich, daß Johannes Haller nicht unbedingt mit der Sympathie und der Zustimmung der Mehrheit im Senat rechnen konnte, denn in den Anfangsjahren der Weimarer Republik scheinen die liberalgemäßigten Professoren zunächst einflußreicher gewesen zu sein.³⁵

Waren die überzeugten „Annexionisten“ unter der Tübinger Professorenschaft auch in der Minderheit, so traten sie mit Gründung der „Deutschen Vaterlandspartei“ ab dem Sommer 1917 deutlich in der Tübinger Öffentlichkeit in Erscheinung und werteten damit die Bedeutung und Glaubwürdigkeit der „Vaterlandspartei“ auf. Ihre liberal und demokratisch gesinnten Kollegen zeigten erst mit dem Beginn der Weimarer Republik öffentliches parteipolitisches Engagement. Vor allem vom Dezember 1918 bis weit ins Jahr 1919 hinein setzte eine fast hektisch zu nennende Vortragstätigkeit der Professoren des liberalen und des rechten Lagers ein, vor Kirchengemeinden, Frauenversammlungen oder Studentengruppen – entweder zu Gunsten der DDP oder der württembergischen Bürgerpartei, dem württembergischen DNVP-Ableger.³⁶

4. Aktivitäten der Universität im Ersten Weltkrieg

Vier Kernpunkte der Universitätsaktivitäten während des Ersten Weltkriegs zeichnen sich ab: die inländische Aufklärung, die Unterstützung der Universitätsangehörigen im Feld, die Neugestaltung des Universitätslebens sowie die Linderung der durch die Einberufungen entstandenen wirtschaftlichen Engpässe in Tübingen und Umgebung.

Wie die anderen deutschen Universitäten organisierte auch die Universität Tübingen im Wintersemester 1914/15 „Kriegsvorträge“, die „in die Gedankenwelt“ des Krieges einführen und „geistige Erfrischung und Stärkung für die schwere Kriegszeit“ gewähren sollten.³⁷ An den elf Kriegsvorträgen, die später auch in der Reihe „Tübinger Kriegsschriften“ publiziert wurden, beteiligten sich alle Fakultäten mit Ausnahme der katholischen. Die Vorträge waren Studierenden, aber auch Nichtstudierenden zugänglich. Damit könnten die „Kriegsvorträge“ als der Anfang eines „studium generale“ begriffen werden, denn bis dahin hatte die Universität noch nie eine Vorlesungsreihe konzipiert, die der Öffentlichkeit

³⁵ Vgl. dazu meine Untersuchung zu den „Rektorwahlen an der Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik“. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript 1995.

³⁶ Vgl. „Tübinger Chronik“ vom 11.6., 13.10.1917; 11.1., 12.1., 21.1., 28.2., 22.7., 2.12., 4.12., 7.12. 1918; 4.1., 14.1. 1919.

³⁷ UAT, 117/993. Die Themen wurden natürlich in Verbindung mit dem wissenschaftlichen Fachgebiet des Vortragenden Dozenten gewählt. Zur Analyse der Reden vgl. Jung.

zugänglich war. Mit den „Kriegsvorträgen“ trugen die Tübinger Professoren, ebenso wie mit den Gelehrtenresolutionen, zur „geistigen Mobilmachung“ bei. Sie stärkten die vorhandene nationale Begeisterung und versuchten sie zu erhalten. Diese Bemühungen sind einzureihen in die Propaganda zur Pflege des „vaterländischen Geistes“, die zu Kriegsbeginn von privaten, vornehmlich bildungsbürgerlichen Kreisen freiwillig und unkoordiniert erfolgte.³⁸ Im Rahmen der staatlichen Inlandspropaganda, die ab 1916 im Zuge der zunehmenden Kriegsmüdigkeit organisiert wurde, traten die Ministerien auch an die Universität Tübingen heran.³⁹ 18 Tübinger Dozenten erklärten sich bereit, an der Propagandaarbeit mitzuwirken. Ob sie sich tatsächlich beteiligten, war nicht festzustellen. Auf jeden Fall wurde die Universität mit Propagandamaterial in Hülle und Fülle eingedeckt – von patriotischen Reden, Filmlisten, Kriegswochenschauen, Nachrichten der Auslandspresse bis hin zu Merkblättern für Werbevorträge.

Um die „universitas“ der Universitätsangehörigen im Feld und in der Heimat aufrecht zu erhalten, gab die Universität 1915 und 1916 zwei Nummern einer „Kriegszeitung der Universität Tübingen“ heraus. Auch an anderen deutschen Universitäten war dies üblich. Die erste Nummer der „Kriegszeitung“ stand noch ganz im Zeichen nationaler Kriegsbegeisterung und Anfeuerung der Soldaten im Feld. Die Berichte über das Leben unter Kriegsbedingungen an der Universität und in der Stadt waren ausgerichtet auf Verständigung zwischen den Kommilitonen im Feld und in der Heimat.⁴⁰ Durch „Lebensweisheiten“ wurde versucht, Trost für den Tod der Kommilitonen zu spenden.⁴¹ In der 1916 erschienenen zweiten Nummer war die Kriegsbegeisterung verschwunden. Der Ernst der Tage wurde beschworen, den Soldaten die Einheit von Front und Heimat versichert durch das tägliche Gedenken der Universität an ihre Angehörigen im Feld.⁴² Gleichzeitig war der Blick aber nach vorn gerichtet: Das letzte Ziel dieses Krieges liege darin, daß Deutschland nach neuen Wegen suchen müsse, so der Rektor in seinem „Gruß“ an die Kommilitonen im Feld. Dies zeige sich auch an der Universität, da „viele im deutschen Hochschulleben reformbedürftig“ sei. Veränderungen bahnten sich aber schon an – durch die sozial- und

³⁸ Vgl. Gunther Mai: „Aufklärung der Bevölkerung“ und „Vaterländischer Unterricht“ in Württemberg 1914-18. Struktur, Durchführung und Inhalte der deutschen Inlandspropaganda im Ersten Weltkrieg, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, 36 (1977), 199-235, bes. 200ff.

³⁹ Antwort des Rektors an das K. Ministerium des Kirchen- und Schulwesens vom 10.12.1916 (UAT, 117/993).

⁴⁰ Vgl. Johannes Haller: Wie wir daheim den Krieg erlebten, in: Kriegszeitung der Universität Tübingen, 1915, Carl Fuchs: Wie wir wirtschaftlich durchhalten, in: Ebd.; Wilhelm Koch: Was uns die Verwundeten sind, in: Ebd.; Albert Rienhardt: Universität und Stadt im Krieg, in: Ebd.

⁴¹ Vgl. Blume, In memoriam!; Theodor Haering: Vom großen Geheimnis, in: Kriegszeitung der Universität Tübingen, 1915, o.Pag.

⁴² Vgl. „Gruß“ von Rektor Wilhelm von Blume, in: Kriegszeitung der Universität Tübingen, 2 (1916), o.Pag.

hochschulpolitischen Aktivitäten der Daheimgebliebenen, aber auch durch die Kriegserfahrung der Studenten im Feld. Das soziale und kulturelle Gegensätze überbrückende Kameradschaftserlebnis und die Erkenntnis, daß die Studenten zur Führerschaft im Staat berufen und deshalb verpflichtet seien, sich mit den gesellschaftlichen Problemen auseinanderzusetzen, mußten den Krieg überdauern. Die in dieser zweiten Nummer der Kriegszeitung abgedruckten Feldpostbriefe bestätigten die Ausführungen des Rektors. Daß schon in den letzten Friedenssemestern „in der ganzen Studentenschaft etwas von Reformen in der Luft“ lag, „denen sich eigentlich niemand verschliessen konnte“, daß das studentische Leben reformiert werden sollte, daß sich die Studenten mit den sozialen Problemen der deutschen Gesellschaft beschäftigen müßten, kam in den ausgewählten Feldpostbriefen Tübinger Studenten zum Ausdruck.⁴³ Der Krieg wurde genutzt, um Verkrustungen im Hochschulleben, so überkommene Züge des Korporationslebens, aufzubrechen und die Studenten stärker zu gesellschaftlicher Verantwortung heranzuziehen. Professoren der unterschiedlichsten politischen Couleur zogen hier an einem Strang; so gingen zahlreiche Reformimpulse von dem Volkswirtschaftler Fuchs und von dem Juristen von Blume aus, der eine „Annexionist“ und Mitglied der Vaterlandspartei, der andere liberal-gemäßigt und späteres DDP-Mitglied.

Auf Anregung von Fuchs fanden seit dem Winter 1914 regelmäßig sogenannte „Allgemeine Studentenabende“ statt, auf denen sich Professoren und Studierende trafen. Allgemeinbildende Vorträge wurden gehalten, Feldpostbriefe und Kriegsgedichte verlesen. Das Instrument, in dem die „neue Universität“ am deutlichsten aufschien, war der „Nationale Studentendienst“. Als sich zu Beginn des Jahres 1915 durch die steigende Zahl der Einberufenen der Arbeitskräftemangel in Tübingen bemerkbar machte, rief ein vom Rektor Fuchs aus dem Kreis der Hochschullehrer gebildeter Ausschuß zusammen mit Vertretern studentischer Gruppen zu einer großen Studentenversammlung auf, in der im Februar 1915 der „Nationale Studentendienst“ gegründet wurde.⁴⁴ Der Name der Organisation wurde dem „im Kriege so bewährten ‚Nationalen Frauendienst‘ nachgebildet.“

Innerhalb des „Nationalen Studentendienstes“ bildeten sich verschiedene Arbeitsgruppen. Die Abteilung für kommunale Arbeit unterstützte auf vielfältige Weise die städtischen Behörden. Eine Gruppe für Feldadressensammlung hielt

⁴³ Vgl. besonders Schreiben vom 16.12.1915, in: Kriegszeitung der Universität Tübingen, 2 (1916), o.Pag.; noch deutlicher thematisiert wurden diese Punkte in den Feldpostbriefen, die in der „Kriegszeitung des Nationalen Studentendienstes Tübingen“, Heft 1-3, Tübingen 1916/1917, veröffentlicht wurden.

⁴⁴ Heinrich Getzeny: Der nationale Studentendienst an der Universität Tübingen, Tübingen 1916, 7. Diese Broschüre wurde in 25.000 Exemplaren gedruckt und an die Studenten im Feld verteilt. Die Kosten übernahm der „Deutsche Studentendienst“, Berlin. Vgl. Tübinger Chronik, 25.3.1916.

Briefkontakt zu den Tübinger Kommilitonen im Feld, sammelte Feldpostbriefe, baute eine Adressenkartei auf und kümmerte sich um die Verschickung der „Tübinger Kriegszeitung“. Auch war ihr eine sogenannte „Auskunftei“ angegliedert, in der Professoren und Studierende die kriegsdienstleistenden Studenten in beruflichen und Prüfungsfragen berieten.⁴⁵ Eine weitere Gruppe kümmerte sich um die Verwundetenfürsorge und organisierte Vorträge, Ausflüge und musikalische Unterhaltungen. Die Theatergruppe veranstaltete mit großem Erfolg, „Volkswohlvorstellungen“ in verschiedenen Städten und vor allem auf dem Land – auf der schwäbischen Alb und im Schwarzwald. Von der „Unterhaltungsgruppe“ wurden aber auch politische Vorträge gehalten und sogenannte „Mütterabende“ veranstaltet. Auch sprachen Studenten und Studentinnen im „Gewerkverein für Heimarbeiterinnen“ über gewerkschaftliche und Versicherungsfragen.⁴⁶ Um die Kriegerfrauen zu entlasten, beaufsichtigten Studenten und Studentinnen in Tübinger Knabenhorten Kinder von Frontsoldaten. Die Studierenden der „Abteilung für ländliche Hilfe“ arbeiteten in den Sommermonaten in Gärtnereien und brachten die Ernte mit ein. Die aufsehenerregendste Aktion des „Nationalen Studentendienstes“ war aber die „Heuhilfe“. In der Erntezeit halfen täglich ca. 80 Kommilitonen und Kommilitoninnen den Bauern und vor allem Bäuerinnen in Tübingen und Umgebung bis hinauf auf die Alb beim Mähen und Heueinfahren.⁴⁷ Das Kennenlernen der Bauern- und Weingärtnerfamilien, der Abbau von Vorurteilen auf beiden Seiten, die körperliche Arbeit und das Naturerlebnis wurden von den Studierenden als besondere Erfahrung geschildert, die gängige Sichtweisen aufbrach und den Dienst an der Heimatfront zu einer Art Fest und herausragendem Ereignis machten.⁴⁸

Die Arbeit des „Nationalen Studentendienstes“ erschöpfte sich aber nicht nur in seiner Tätigkeit nach „außen“, sondern sein eigentliches Ziel war die Reform des Hochschullebens. Um diese auf den Weg zu bringen, gab der „Nationale Studentendienst“ 1916 und 1917 drei Nummern einer „Kriegs-Zeitung“ heraus, in der die Reformideen zwischen den Studenten im Feld und in der Heimat diskutiert werden sollten.⁴⁹ Die Auswüchse des traditionellen Verbindungslebens, der dauernde Streit zwischen den Korporationen und die Feindschaft zwischen Korporierten und Freistudenten wurden kritisiert. Klar sei auch, daß sich

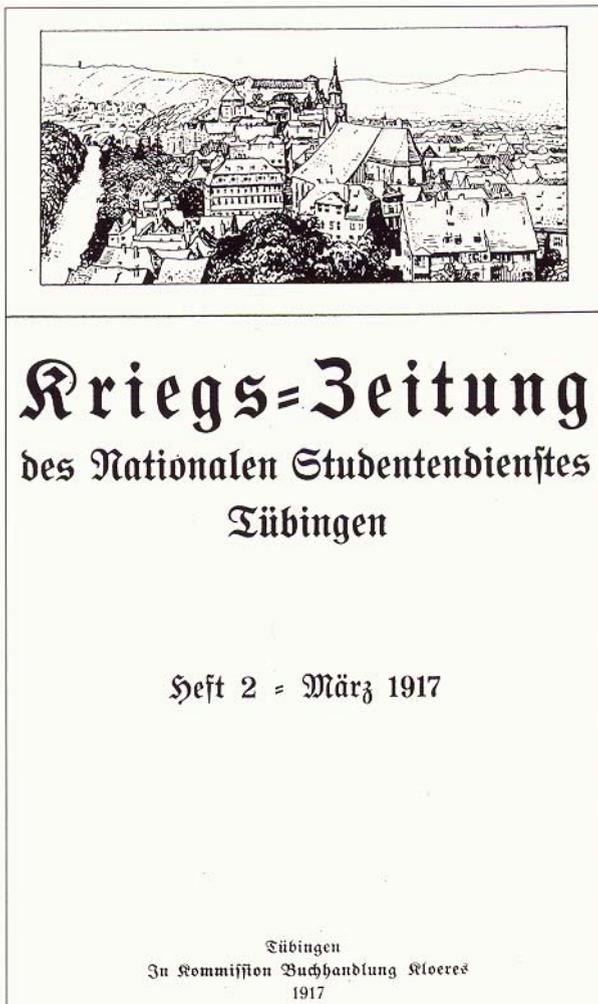
⁴⁵ Johannes Fuchs / Heinrich Getzeny: Die Arbeit des Nationalen Studentendienstes im Wintersemester 1915/16, in: Tübinger Chronik, 28.10.1916; vgl. ferner: Schwäbischer Merkur, Nr.524, 8.11.1916.

⁴⁶ Vgl. „Aus dem Studentendienst: Die Arbeit des Winters“, in: Kriegs-Zeitung des Nationalen Studentendienstes Tübingen, 1916, 29.

⁴⁷ Getzeny, Der nationale Studentendienst, 23. „Die Arbeit des Nationalen Studentendienstes Tübingen im Sommer 1915“, in: Tübinger Chronik, 1915.

⁴⁸ Vgl. den Erfahrungsbericht in „Heuernte auf der Alb“, in: Getzeny, Der nationale Studentendienst, 24-30.

⁴⁹ Vgl. Heinrich Getzeny: Zum Geleit!, in: Kriegs-Zeitung des Nationalen Studentendienstes Tübingen, 1916, 1-4. Siehe aber vor allem ders.: Unsere Zukunft, in: Kriegs-Zeitung des Nationalen Studentendienstes Tübingen, 1917, 22-28.



8 Titelblatt

Deutschland nach dem Krieg nicht mehr „den Luxus einer privilegierten Klasse wird leisten können, die sich von Standes wegen die Gesundheit ruiniert.“ Die Studierenden müßten sich statt dessen auf sich selbst und ihre Umwelt besinnen: „Hinein ins Volk! Hinein in die Massen, Student! ... Mit eigenen Augen werden wir dann sehen, wie es aussieht in unserer Nation ... Der Student muß hinein in die Berufsorganisationen, vom Kinderhort bis zur Gewerkschaft.“ Auch für den „eigenen Stand“ sollte beispielsweise durch die Errichtung von Studentenheimen etwas getan werden. Die Studenten im Feld reagierten begeistert auf die Reformvorschläge – nach den abgedruckten Feldpostbriefen zu schließen, die vom „Nationalen Studentendienst“ sicher auch in seinem Sinne ausgewählt worden waren. Mit seinen hochschul- und sozialpolitischen Vorstellungen

bereitete der „Nationale Studentendienst“ bereits in der Kriegszeit Entwicklungen vor, die dann in der Weimarer Republik mit der Gründung des AStA, der Errichtung des Studentenwerks und durch die Werksstudenten verwirklicht wurden. Unterschätzt wurde in den Zukunftsvisionen der „Reformer“, daß eine nicht unerhebliche Zahl von Studenten an Veränderungen nicht interessiert war und diese beharrenden Kräfte nach Kriegsende bald wieder erstarkten.⁵⁰

Der Tübinger „Nationale Studentendienst“ wurde Vorbild für ähnliche Einrichtungen an anderen Universitäten. Sogar staatliche Stellen, so die Kriegsamtstelle Magdeburg oder der bayrische Landschaftsrat, interessierten sich für dieses Modell.⁵¹ Wie wichtig der Universität diese Reform des Hochschullebens war, zeigte sich auch darin, daß sie auf der deutschen Rektorenkonferenz im Januar 1916 in Halle einen Antrag zu einer „Stellungnahme der deutschen Universitäten zu einer künftigen Reform des studentischen Lebens nach dem Kriege“ einbrachte.⁵²

5. Das Kriegserlebnis der Tübinger Hochschullehrer⁵³

Ein gesteigertes Interesse der Professoren, aber auch ihrer Frauen und sonstigen Familienangehörigen an den aktuellen Zeitereignissen war eine Kriegserfahrung der „Daheimgebliebenen“.⁵⁴ Vor allem in privaten Zusammenkünften oder unter befreundeten Professorenfamilien wurden die Kriegsereignisse eifrig diskutiert, wie Gelehrtenbriefe und Tagebücher bezeugen. Eine Kriegsbegeisterung zeigte sich höchstens in den ersten Kriegswochen und das auch nicht bei allen.⁵⁵ Schon im Februar 1915 notierte die Professorengattin Bertha von Müller: „Der Krieg ist scheußlich, die aufeinander gehetzten Millionen von meist gutherzigen Männern aus allen Nationen sind scheußlich in der unpersönlichen Gesamtheit – und doch die Naturnotwendigkeit dieser Katastrophen.“⁵⁶ Unsicherheit in der

⁵⁰ Vgl. hierzu auch Manfred Schmid: Die Tübinger Studentenschaft nach dem Ersten Weltkrieg 1918-1923, Tübingen 1988.

⁵¹ UAT, 117/1303; 117/1304.

⁵² Protokoll der Verhandlungen der fünften außeramtlichen deutschen Rektorenkonferenz in Halle, 5.1.1916 (UAT, 117/2001). Der Antrag fand „warme Zustimmung“, doch mit Rücksicht auf die fortgeschrittene Zeit wurde eine weitere Diskussion und Abstimmung verschoben.

⁵³ Als Quellengrundlage dienen Nachlässe, Autobiographien und Briefe von Tübinger Professoren bzw. Privatdozenten. Es wurden auch Aufzeichnungen von Dozenten, die vor 1914 oder erst nach 1918 in Tübingen lehrten, herangezogen.

⁵⁴ Davon zeugen die Sammlungen von Zeitungsausschnitten, Postkarten und Feldpostbriefen, die in mehreren Nachlässen Tübinger Hochschullehrer auftauchten, vgl. etwa die Nachlässe Müller, Haering, Rapp.

⁵⁵ Robert Gradmann: Lebenserinnerungen, Stuttgart 1965, 113f. Der Geograph verstand die Kriegsbegeisterung nicht und betrachtete den Krieg als „ein Übel und ein großes Unglück.“

⁵⁶ Tagebucheintrag, 12.3.1915 (UAT, 514/43).

Beurteilung der Kriegslage und der innenpolitischen Situation, spätestens seit 1916 große Bedenken, ob ein Siegfrieden noch erreicht werden könne, Klage über die zensierten Nachrichten und die offizielle Informationspolitik – „die Gutachten ... auf die Tirpitz sich stützt, ja das wissen wir doch schon aus den akademischen Erlebnissen, daß man Gutachten immer in jedem Sinn haben kann, wenn man sich die Leute auswählen darf“⁵⁷ –, zeigten sich auch in Professorenkreisen. Professoren verfügten in der Regel wohl nicht über mehr Informationen oder größere Sicherheit in der Beurteilung der Kriegslage, als die ungebildeteren Bevölkerungsschichten, und dies war einigen von ihnen auch durchaus bewußt. Diese „Skeptiker“ unter den Professoren meldeten sich aber nicht zu Wort und fühlten sich nicht wie die „Gelehrtenpolitiker“ berufen, mit ihrer politischen Sichtweise an die Öffentlichkeit zu gehen.

Eine nicht unbeträchtliche Zahl Tübinger Professoren kam durch den Krieg aber dazu, sich sozialpolitisch in der „organisierten Liebesarbeit“ in Tübingen zu engagieren. Vor allem in der Ortsgruppe des Roten Kreuzes waren Tübinger Professoren tätig, aber auch in der „Landesinvalidenfürsorge“, der „Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger“ und im „Württembergischen Landesverein für Kriegerheimstätten“.⁵⁸ Die Professoren waren wichtige Stützen der ehrenamtlichen Sozialarbeit an der Heimatfront.⁵⁹ Die Tübinger „Kriegspublizisten“ Blume und Fuchs waren auch aktiv in den Hilfsorganisationen vertreten, während sich der Historiker Haller ganz auf seine überregionale politische Publizistik und Organisationsarbeit konzentrierte.

Der Krieg bedeutete für die Professoren durch den Verlust an Kolleggeld und Prüfungsgebühren, die in Friedenszeiten etwa ein Drittel des Einkommens ausmachten, wirtschaftliche Einbußen. Besonders betroffen waren aber die Privatdozenten, deren Karrierechancen sich zudem deutlich verschlechterten, da während des Krieges freiwerdende Stellen häufig nicht oder zögernd besetzt wurden. Sie waren auch stärker von der schlechten Ernährungssituation im letzten Kriegsjahr betroffen, besonders wenn sie erst kurz in Tübingen waren und keine Beziehungen hatten.⁶⁰

⁵⁷ Nachlaß Haering/von Müller (UAT 514/66); vgl. handschriftliche Abschrift von „Skeptische Äußerungen eines Ungenannten zur Kriegslage, 6.9.1916“.

⁵⁸ Vgl. die Berichte und Aufrufe in der „Tübinger Chronik“ vom 15.11.1914; 10.1., 3.2., 23.2., 15.3., 16.5., 28.8., 10.9.1915; 19.1., 23.2., 26.6., 13.7., 16.9., 21.10., 1.11., 16.12., 19.12. 1916; 12.2., 23.3., 5.6., 12.10., 16.11. 1917; 12.4.1918; vgl. auch Rienhardt, Das dritte Kriegsemester; Max Rümelin: Selbstdarstellung, in: H. Planitz (Hg.): Die Rechtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, 188.

⁵⁹ 1917 waren 20 Hochschullehrer hilfsdienstpflichtig. Wie weit sie tatsächlich eingesetzt waren, kann nicht abgeschätzt werden (UAT, 117/1307). Seit Kriegsbeginn waren vor allem Privatdozenten als Lehrer in städtischen Schulen tätig.

⁶⁰ Gradmann, 116. Hermann F. Hoffmann: Das Meine, maschinenschriftliches Manuskript, Smolensk 1941, 95 (UAT, 550/28).

Wenn der große Teil der Tübinger Hochschullehrer auch nicht an der Front war, so waren die meisten von ihnen durch ihre Söhne oder Schwiegersöhne, die als Soldaten im Feld standen, tief von den Kriegsereignissen betroffen. Angesichts der hohen Studentenbeteiligung am Ersten Weltkrieg läßt sich leicht ausrechnen, daß aus so gut wie allen Professorenfamilien mit Söhnen im kriegspflichtigen Alter ein Soldat im Feld stand. Und viele verloren nicht nur einen Sohn im Krieg. So schrieb Georg von Below: „Der Krieg hat mich mit seiner ganzen Schwere getroffen. Zwei Söhne verlor ich; der Überlebende wurde zweimal verwundet, mein Schwiegersohn stand ständig unter Waffen.“⁶¹ Die „academic community“ unterstützte sich in dieser Zeit gegenseitig. Befreundete Professorenfamilien hielten sich durch ihren regen Briefkontakt über die Fronterlebnisse der Söhne und Schwiegersöhne auf dem laufenden, sie spendeten Beileid und Trost im Todesfall. Die reichhaltige Korrespondenz zwischen Professoren und vor allem Professorenfrauen und „ihren“ Studenten zeugt von der gegenseitigen Anteilnahme.⁶² Auch der in Tübingen seit Ende der 1880er Jahre bestehende „Familienkranz“, ein Kreis von Professorenfamilien, die sich regelmäßig zu Vortrag und geselligem Beisammensein trafen, sorgte für gegenseitigen Beistand. In ihrer Rede vor dem „Kranz“ im Januar 1915 hielt Nanna Stahl, die Witwe eines Mathematikprofessors, fest:

*„Unser persönliches Erleben war und ist ein so furchtbar großes und ist ein so gemeinsames, daß wohl keine Zeit so dazu geschaffen ist wie diese, die Menschen persönlich einander zu nähern. Außer unsern jüngsten Mitgliedern Herrn und Frau Gaupp sind wir Alle als Vater und Mutter vom Krieg in unserm Allerinnersten gepackt; wir sind getroffen, oder suchen uns dazu bereit zu halten ... So hat doch für uns Alle jede ernste Frage und ihre Besprechung das größte Interesse.“*⁶³

Die Trauer um die gefallenen Söhne und die Angst um die Kinder⁶⁴ an der Front verarbeiteten Professoren und Professorenfrauen durch das Schreiben von Briefen und Tagebüchern oder durch die posthume Herausgabe von Feldpostbriefen. Auch in den Autobiographien wird dem Gedenken an den gefallenen Sohn oft ein besonderes Kapitel gewidmet.⁶⁵ Professorenfamilien verfügten damit

⁶¹ Georg von Below: Selbstdarstellung, in: S. Steinberg (Hg.): Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, 41.

⁶² Briefe und Feldpostkarten an Bertha und Karl von Müller (UAT, 514/34; 514/32). Vgl. auch die in der Universitätsbibliothek Tübingen nachgelassene Korrespondenz zwischen dem Germanistikprofessor Bohnenberger und seinen Studenten in den Jahren 1914-1918.

⁶³ Rede der Nanna Stahl, geb. Trendelenburg, beim „Familienkranz“ der Tübinger Professorenfamilien im Januar 1915 (UAT 514/184). (Hervorhebung im Original).

⁶⁴ Auch Professorentöchter waren als Krankenschwestern an der Front oder im Lazarett tätig. Vgl. Gradmann, 114; Lina Neumeyer: Die unwägbareren Dinge. Meine botanische Lehrzeit unter Hermann von Vöchting in Tübingen, Tübingen 1936, 67.

⁶⁵ Der Theologe Theodor Haering führte so lange ein Kriegstagebuch, bis sein Sohn Hermann Haering im November 1914 nach einer Verwundung in die Heimat entlassen wurde. Vgl. UAT 514/105; Bertha und Karl von Müller gaben nach dem Tod ihrer Söhne Eberhard (kurz vor Kriegsbeginn) und Heinrich (im Krieg) ein Buch mit Erinnerungen an die Söhne und Feldpostbriefen des Sohnes Heinrich heraus.

über eine spezifisch bildungsbürgerliche Form der „literarischen“ Bewältigung des Kriegserlebnisses.

Leider gibt es bisher keine Untersuchung zum Fronterlebnis der Hochschullehrer, obwohl genügend Quellen vorhanden sein müßten und in Tübingen doppelt so viel Hochschullehrer in Militärdiensten standen als sich an der Kriegspublizistik beteiligten. Die doch nur beschränkte Zahl der von Tübinger Hochschullehrern verfügbaren autobiographischen Aufzeichnungen läßt keinesfalls Verallgemeinerungen, aber vielleicht eine erste Annäherung zu.⁶⁶ Zwei Momente sprangen bei der Lektüre ins Auge: zum einen die positive Schilderung der Kriegserlebnisse als „Kriegsidyllen“ oder „interessante Reisejahre“, zum anderen die wohl spezifisch akademische Bewältigung der Monotonie des Stellungskrieges durch wissenschaftliche Arbeit im Schützengraben.

Am deutlichsten traten die „Kriegsidyllen“ – so auch die Überschrift des Kapitels über die Kriegserlebnisse – in den Erinnerungen des Ordinarius der Nationalökonomie Robert Wilbrandt hervor. Er erlebte in den freundschaftlichen Beziehungen zur belgischen und französischen Bevölkerung „heilige Augenblicke“, „wo ein Gegner dem anderen zum Samariter wird“.⁶⁷ Nur so viel Dienst, um sich für die geistige Arbeit frisch zu halten, erlaubte ihm, „das erstmal so rechte Muße für stille Vertiefung in große Fragen meines Faches“ zu finden: „Nur ab und an ein paar Granaten ..., seltsame, ernste Stille ..., ungemäht gebliebene Wiesen, hoch empor gewachsen, eine eigene Stimmung unter dem weiten Himmel“.⁶⁸ Bedrückende Erfahrungen blendete er weitgehend aus. Daß er im Frühjahr 1917 an der Westfront krank wurde, wohl auch aus psychischer Überanstrengung, denn plötzlich „schrie ich ..., oder richtiger: es schrie, nicht ich“, vermerkte er unkommentiert.

„Mehr als interessante Reisejahre denn als vaterländisches Opfer“, beschrieb der angehende Privatdozent der Zoologie, Hans Krieg, die viereinhalb Jahre seiner

Karl und Bertha Müller: Zur Erinnerung an unsere Söhne. Den Freunden gewidmet, Tübingen 1915. Ein Beispiel für das Gedenken an den gefallenen Sohn in der Autobiographie, vgl. Gerhard Anschütz: Aus meinem Leben, Frankfurt a. M. 1993, 167-169, 189-192.

⁶⁶ Schilderungen des Fronterlebnisses fanden sich in den folgenden autobiographischen Zeugnissen: Robert Wilbrandt: Ihr glücklichen Augen. Lebenserinnerungen, Stuttgart 1947; Friedrich Freiherr von \-Huene-Hoyningen: Arbeitserinnerungen, Halle 1944; Max Wundt: Erinnerungen an den Weltkrieg 1914-1918. Handschrift mit 23 Kartenbeilagen und Erinnerungen an Dorpat (Jena 1921-1924), maschinenschriftliches Manuskript (UAT, 228/10, Nachlaß Max Wundt); Hans Krieg: Die grosse Unruhe. Mein Lebensweg als Tierfreund und Biologe, Hamburg 1964; Otto Jessen, (Selbstdarstellung 1951), in: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München, 36 (1951), 221-234. Die Erfahrungen in württembergischen Lazaretten schildern Ernst Kretschmer: Gestalten und Gedanken, Stuttgart 1963; Hoffmann; Erlebnisse als protestantischer Militärggeistlicher in einem dänischen Internierungslager in Karl Heim: Ich gedenke der vorigen Zeiten. Erinnerungen aus acht Jahrzehnten, Hamburg 1957.

⁶⁷ Wilbrandt, 233.

⁶⁸ Ebd., 249f.

Teilnahme am Ersten Weltkrieg.⁶⁹ Doch er reflektierte weit stärker die Verdrängungsmechanismen:

„Die ständige Passivität des Auf-den-Tod-Wartens im dumpfen Erlebnis des Trommelfeuers ist mir in der Erinnerung merkwürdig oberflächlich geblieben ... Dieses Massensterben, diese pausenlose Belastung der Sinne und der Einbildungskraft ist mir und sicher auch vielen meiner Kameraden nie so ganz ins Bewußtsein gedrungen; ich sehe darin einen wohlthätigen Selbstschutz, den die erzwungene Passivität gegenüber Dingen auslöst, die unabänderlich sind ... So sind also meine wirklichen Kriegserlebnisse ganz banaler Art: Kleine Bilder am Rande des großen Geschehens, dramatische Episoden, groteske Szenen, problematische Menschen, liebenswerte Pferde und Hunde, ruhmlose Jagden.“⁷⁰

Diese Beobachtungen Hans Kriegs lassen sich auf andere der vorliegenden Schilderungen übertragen. Das Gefühl, dem Schicksal ausgeliefert zu sein, die Verdrängung der schrecklichen Erlebnisse, eine gewisse Gleichgültigkeit angesichts des Massensterbens, gleichzeitig aber auch überwältigende Landschaftseindrücke oder Freude an humoristischen Aufführungen in der Truppe stehen oft merkwürdig unverbunden nebeneinander. Überlegungen zur militärischen oder politischen Lage tauchen auf,⁷¹ nehmen aber nicht breiten Raum ein und sind nicht die zentralen Fluchtpunkte des Kriegserlebnisses, wie sie es etwa in den bekannten Erinnerungen der „Gelehrtenpolitiker“ sind.⁷²

Vor allem wird aber die wissenschaftliche Arbeit im Schützengraben geschildert. Der angehende Privatdozent der Geographie, Otto Jessen, hielt fest: „Ein kleiner Aufsatz über die Champagne, den ich im Unterstand und Kreideschlamm verfaßte, mag, so bescheiden er auch ist, erkennen lassen, wie der Mensch sich selbst in so verzweifelten Situationen eine geistige Zuflucht zu suchen bestrebt ist.“⁷³ Auch in den Weltkriegserinnerungen des Philosophen Max

⁶⁹ Krieg, 16; vgl. zum folgenden 16-24.

⁷⁰ Ebd., 21. Einer seiner „grandiosesten“ Eindrücke war das „herrliche Bild“ einer an einem sonnigen Frühlingmorgen in „schneidiger Attacke“ durchbrechenden schimmelberittenen Brigade russischer Leibdragoner, die er von einer gefahrlosen Stelle aus beobachtete. Bei diesem Anblick vergaß „ich alle Feindschaft (wenn ich je eine hatte)“. In Erinnerung blieb ihm aber auch das Schreckensbild „braver russischer Bauernjungen“ in der Brussilow-Offensive, die wie eine Schafherde tagelang auf dem Schlachtfeld liegen blieben, ohne begraben zu werden, in ihrer Mitte ein tot im Zaun hängender Pope. ⁷¹ So etwa auch bei Heim, der von den politischen Erwartungen der internierten deutschen Soldaten, meist Sozialdemokraten, die 1917/18 auf den englischen Sieg hoffen, berichtet. Er selbst glaubte auch nicht mehr an einen deutschen Sieg, was ihn in den Augen der siegessicheren Offiziere politisch verdächtig machte. Heim, 135. Schilderungen der schlechten Stimmung an der Heimatfront, die vor allem auf die hohe Zahl der Opfer, die Aussichtslosigkeit eines lohnenden Kriegsziels und die mangelhafte Ernährung geschoben wird, in Hoffmann, 95 und bei anderen.

⁷² Vgl. Dietrich Schäfer: Mein Leben, Berlin 1926, wo die Schilderung der politischen Ereignisse der Kriegszeit knapp ein Viertel der Autobiographie ausmacht. Auch beim, allerdings demokratischen „Gelehrtenpolitiker“ Anschütz werden die militärischen und politischen Entwicklungen ausführlich geschildert und kommentiert.

⁷³ Jessen, 225.

Wundt tauchte die geistige Arbeit als Rettungsanker auf. In der Öde des Schützengrabens „war mir sofort klar, dass ich dabei geistig zu Grunde gehen würde, wenn ich mir nicht irgendein Gegengewicht schüfe. Es konnte nur in geistiger Arbeit bestehen.“⁷⁴ Er las Hegels „Phänomenologie“ in seinem „dunklen Loch“.

In seinen unveröffentlichten Weltkriegserinnerungen, die er für seine Nachkommen zwischen 1921 und 1924 aufzeichnete, beschrieb Max Wundt, späterer Tübinger Ordinarius, im Krieg noch Straßburger Privatdozent, Kriegserlebnisse, die so ähnlich vielleicht nicht nur für andere Dozenten, sondern auch für Angehörige des Bürgertums in Offizierspositionen zutrafen. Aus der reichhaltigen Fülle können hier lediglich einige Aspekte herausgegriffen werden.

Ein „Dauerproblem“ für Wundt, das ihn während der ganzen Kriegszeit verfolgte, waren seine ständigen Rangwechsel, die er als persönliche Zumutung empfand. Durch die Ankunft bzw. den Abzug dienstälterer Offiziere wechselte er ständig vom Range des Zug- oder Kompanieführers zum Adjutanten und zurück. Konflikte, Konkurrenz und Eifersüchteleien unter den Offizieren und besonders mit Berufssoldaten durchziehen als roter Faden seine Erinnerungen. Selbst mit großem Pflichteifer erfüllt, kritisierte er weniger die lasche Haltung der Mannschaften als die der Offiziere mit ihrem bloßen Karrierismus, ihrer Sucht nach Orden, ihrer Eitelkeit und ihrem Hang zur Völlerei.⁷⁵

In seinen ersten Schlachten erlebte Wundt anfangs noch „den berühmten Zustand“ des „Kanonenfiebers“:

„Es ist ein eigentümlicher Erregungszustand, den ich mehr einem Rausch als einem Fieber vergleichen möchte, denn er hat nichts Unangenehmes, besonders die ersten Male nicht. Eher überkommt einen eine gewisse Heiterkeit, in dem Bewusstsein, dass nun alles hinter einem liegt und sich die Fragen des Lebens, die einem sonst zu schaffen machen, zur höchsten Einfachheit zusammenziehen ... Artillerief Feuer im Graben oder hinter Deckungen nur einfach auszuhalten, wirkt dagegen fast nur deprimierend.“⁷⁶

Mit zunehmender Kriegsdauer prägte aber die oft monatelange „verblörende“, „moralisch und physisch“ auslaugende Stellung im Schützengraben seine Front-erlebnisse. Der Wechsel zwischen den zermürbenden Monaten im Schützengraben und Zeiten „idyllischen Lebens“ in der Etappe, mit regelmäßigen Ausritten in schöne Landschaften und genügend Ruhe zur wissenschaftlichen Arbeit, kennzeichnete seinen Kriegsalltag. Gestört wurden diese „Idyllen“ ab Frühjahr 1917 durch ein plötzlich auftretendes „gegenseitiges Mißtrauen“, das wie eine „ansteckende Krankheit“ und eine „Psychose“ um sich griff, an der „das zu gute Essen der Offiziere“ einen beträchtlichen Anteil hatte.⁷⁷

⁷⁴ Wundt, Erinnerungen, 83.

⁷⁵ Ebd., 19, 76, 82, 123.

⁷⁶ Ebd., 22f.

⁷⁷ Ebd., 131.

Diese demokratische und pazifistische „Unterwühlung“ von Heer und Heimat veranlaßte ihn, während seines Fronturlaubes im Januar 1917 die ersten politischen Aufsätze zu schreiben.⁷⁸ Als Frontkämpfer wollte er in den Meinungsstreit der Heimat eingreifen, da er es als eine „grosse Unbilligkeit ansah, dass wir von der Front, welche doch die Hauptarbeit für das Vaterland leisteten, überhaupt nicht gehört werden sollten“. Der Krieg politisierte ihn, veränderte aber nicht seine politische Überzeugung. Wundt war Anhänger einer konservativ-ständischen Gesellschaftsordnung mit monarchischem Oberhaupt. Durch seine Kriegserfahrungen und das Zusammentreffen mit Männern der verschiedenen sozialen Stände fand er seine politische Haltung vielmehr bestätigt.

Daß nicht nur viele Hochschullehrer in der Heimat über die Kriegslage schlecht Bescheid wußten, sondern gleiches auch für die im Heer stehenden Offiziere galt, zeigten Wundts Aufschriebe. Obwohl er viele Schlachten mitmachte, hatte er

„nur eine wirre Erinnerung an allerlei unzusammenhängende Vorgänge ... Einmal war mir durch meine Stellung als Zugführer natürlich jeder allgemeine Überblick geraubt. Wir mussten froh sein, wenn wir eine leidliche Karte hatten, die uns ungefähr über unsere Stellungen unterrichtete. Eine Kenntnis von dem, was auch nur die uns nächst benachbarten Truppen taten, hatten wir nicht, ebensowenig verstanden wir Sinn und Absicht unserer eigenen Bewegung.“⁷⁹

Obwohl überzeugter konservativer Nationalist, tauchte in den „Weltkriegserinnerungen“ überraschend wenig nationales Pathos auf. Nicht der Kampf für die Nation oder die Vaterlandsliebe, auch nicht die Religion spielten in der Bewältigung des Frontalltags eine große Rolle. Weit mehr waren es ein preußisch-protestantischer Pflichteifer, die wissenschaftliche Arbeit, der Gedanke an Frau und Kinder sowie ein schicksalhaftes Fügen in das Kommende. Mehrfach betonte Wundt, daß er „die Stellungen im Feld immer als reines Schicksal betrachtet“ habe:

„Mit einem im Krieg ja weit verbreiteten Aberglauben hatte ich geradezu eine Scheu gehabt, selbsttätig irgendwie einzugreifen, als ob dadurch irgend ein Unglück heraufbeschworen werden könnte. Zum Teil mit aus diesem Grunde war ich immer beim Regiment geblieben, auch als man mich dort zeitweilig ziemlich schlecht behandelte.“⁸⁰

Abschließend sei noch ein Blick auf die Erfahrung des Kriegsendes geworfen, wie sie sich in den autobiographischen Aufzeichnungen der Tübinger

⁷⁸ Vgl. Max Wundt: Sozialpolitische Erfahrungen eines Kompagnieführers, in: *Konservative Monatsschrift*, 75 (1917/18), 738-748; ders.: *Parteien oder Stände?*, in: *Deutschlands Erneuerung*, 3 (1919), 333-338.

⁷⁹ Wundt, *Erinnerungen*, 131.

⁸⁰ Ebd., 210.

Hochschullehrer darstellt. Der „unglückliche Krieg“ oder der „unglückliche Kriegsausgang“, das „über alle Maßen traurige Kriegsende“, die „traurigen Ereignisse“ – so lauten die stereotypen Formulierungen, mit denen in den Tübinger Professoren-erinnerungen über das Kriegsende berichtet wird.⁸¹ Der „niederschlagende Eindruck“ der durch die Stadt ziehenden „Splitter des Heeres“ wird als „zum Heulen“ empfunden.⁸² In den vorliegenden Erinnerungen der „Frontprofessoren“ wird mehr dem „persönlichen“ Kriegsende, d.h. dem Zeitpunkt und den Umständen, unter denen sie ihren Felddienst quittierten, gedacht, weniger dem „historischen“ Kriegsende. Froh, daß der Krieg vorbei ist, waren alle, wenn es die einzelnen auch unterschiedlich deutlich zum Ausdruck brachten.⁸³

Daß die einschneidende Erfahrung nicht der Kriegsausbruch oder der Krieg, sondern das Kriegsende war, zeigen etwa die Memoiren des evangelischen Theologen Schlatter. Für den gebürtigen Schweizer war 1918 das „entscheidende Erlebnis“, das ihn nun am Schicksal des deutschen Volkes mitleiden ließ und zum eigentlichen Deutschen machte.⁸⁴ Besonders kraß – und das ist außergewöhnlich im Vergleich mit den anderen Darstellungen – wird die Erfahrung der Zeitenwende von Johannes Haller in seinen für die Veröffentlichung bestimmten Erinnerungen beschrieben, die bezeichnender Weise mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs endeten. Für ihn war mit dem Ersten Weltkrieg „ein eherner Vorhang niedergegangen, der unser gegenwärtiges und künftiges Dasein für immer unerbittlich von der Vergangenheit schied.“⁸⁵

Die Erfahrung des Kriegsendes und der ersten Jahre der Weimarer Republik scheint geprägt gewesen zu sein vom schmerzlichen Einfinden in den verlorenen Krieg, von der Verbitterung über den Versailler Vertrag, von der Inflation und vom Bewältigen der wirtschaftlichen Schwierigkeiten im privaten Bereich, vom Sicheinrichten in die Arbeit an einer Universität, die durch Einsparungen, Studentenberg, Inflation und eine Flut von neuen Regelungen, Verordnungen, Stellungnahmen kurze Zeit völlig überlastet war.

Ein kurzes Fazit: Auch die Tübinger Hochschullehrer trugen zur spontanen „inländischen Aufklärungsarbeit“ in Form von Kriegspublizistik, öffentlichen Vorträgen und Gelehrtenresolutionen bei. In ihrer Mehrheit vertraten sie eher einen gemäßigten Nationalismus, eine aktive Minderheit vertrat annexionistische Positionen. Nicht beachtet in der bisherigen Forschung wurde das vielfältige soziale Engagement der Professoren an der „Heimatfront“ und vor allem die

⁸¹ Heim, 134; von Huene-Hoyningen, 20; Gradmann, 115.

⁸² Heim, 137; Schlatter, 20-22; Gradmann, 115. Den Paläontologen Huene-Hoyningen deprimierte der Kriegsausgang so, daß er längere Zeit brauchte, um wieder wissenschaftlich arbeiten zu können (26).

⁸³ Wilbrandt, 250; Hoffmann, 96; Wundt, Erinnerungen, 207-210.

⁸⁴ Schlatter, 22. Die Inflation verstärkte die schmerzhafteste Erfahrung des Kriegsverlustes. Nicht die Kriegserklärung, so Schlatter, war „ein Bubenstück“, sondern die Inflation.

⁸⁵ Johannes Haller: Lebenserinnerungen. Gesehenes – Gehörtes – Gedachtes, Stuttgart 1960, 275.

hochschulpolitischen Reformansätze, die sich in der Kriegszeit abzeichneten. Die Universität war weder im Ersten Weltkrieg und auch noch nicht in den ersten Jahren der Weimarer Republik so eindeutig der „Hort der Reaktion“, als der sie bisher häufig dargestellt wurde. Das „subjektive“ Kriegserleben der Hochschullehrer – an der Front oder in der Heimat – harzt noch der weiteren Aufarbeitung und wurde bei der einseitigen Konzentration auf das politische Verhalten der „Gelehrtenpolitiker“ bisher völlig vernachlässigt.